

etwa 150 n. Chr. große flache Becken hergestellt hat und ein gleiches hat Sprater für Eisenberg in der Pfalz nachzuweisen versucht (Schumacher, Siedlungs- und Kulturgesch. der Rheinlande II 1923 S. 275 f.). Leider ist auf dem Becken keine Inschrift oder ein Fabrikstempel, der uns einen besseren Anhaltspunkt geben könnte. Durch einen Grabfund von Glesch (bei Jülich, n. von Gressenich) ist uns aber ein ähnliches, halb so großes Bronzebecken mit ganz ähnlichen Henkeln bekannt, das der Wende des 1. Jahrhunderts angehört (vgl. Willers, Neue Untersuchungen über die röm. Bronzeindustrie v. Capua u. Niedergermanien 1907, S. 44 und 56). Aus dieser Tatsache heraus, aus der Übereinstimmung mit einer Reihe pompejanischer Instrumente, aus den übrigen Grabbeigaben dürfen wir also annehmen, daß die Funde etwa um 100 n. Chr., höchstens ein oder zwei Jahrzehnte später, anzusetzen sind.

Aus der Art der Instrumente dürfen wir den Schluß ziehen, daß der Besitzer ganz gewiß ein Chirurg größeren Stiles war. Ob gar ein höherer Militärarzt, wage ich noch nicht recht zu entscheiden, da uns die Binger Soldatengrabsteine, besonders der von mir in dieser Zeitschrift I 1917 S. 83 ff. behandelte Grabstein aus Büdesheim bei Bingen, noch manche ungelöste Rätsel aufgeben.

Zweifellos bedeutet dieser ansehnliche Fund eine schöne Erweiterung in unserer Kenntnis der römischen Kultur in den Rheinlanden. Vor allem haben bereits die Vertreter der Geschichte der antiken Medizin ihr wissenschaftliches Interesse bekundet und werden über die Bedeutung dieses Fundes noch weitere Aufklärung bringen können.

Zur Freude der Fachgenossen darf ich zum Schlusse davon Kenntnis geben, daß die städtische Altertumssammlung nun recht bald in dem von der Besatzung freigemachten „Badhaus“ ein neues Heim erhalten und damit einer besseren Zukunft entgegengehen wird. Dort wird auch das Arztgrab als eine besondere Zierde der ganzen Sammlung seine Anziehungskraft ausüben. [Korrekturnotiz: Das „Badhaus“ ist von der neuen Besatzung wieder beschlagnahmt worden.]

Bingen a. Rh.

J. Como.

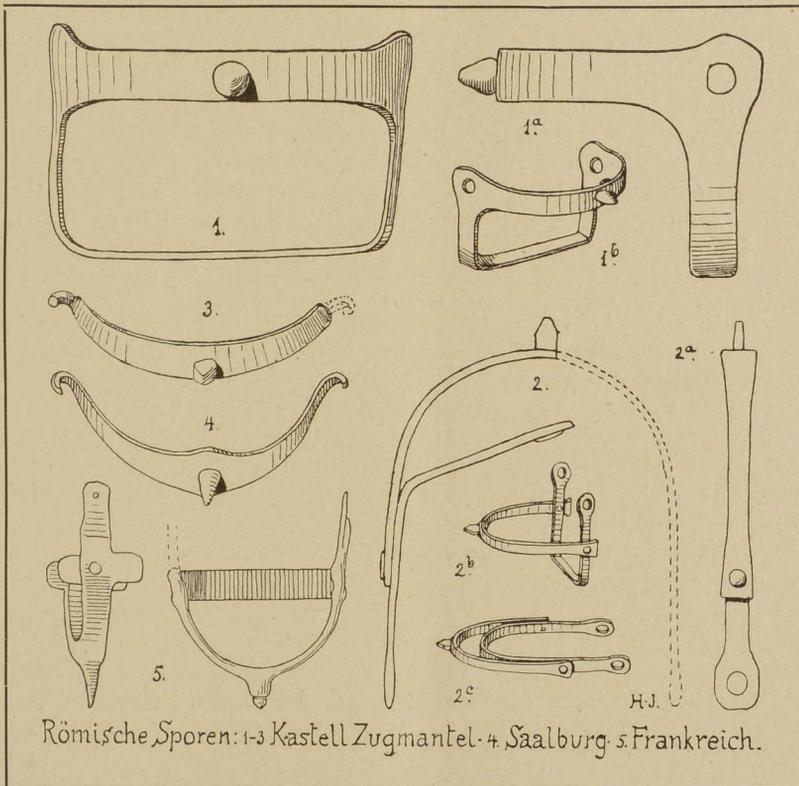
Römische Sporen vom Zugmantelkastell.

Unter den diesjährigen Eisenfunden vom Zugmantel verdient ein Sporn wegen seiner singulären Form besondere Beachtung. Er lag im Keller eines Fachwerkbaus östlich vom Kastell zusammen mit mehreren anderen Eisengegenständen, welche bei der Zerstörung des Gebäudes in den Brandschutt geraten sind und dadurch Teile der verglühten Lehmreste angesetzt haben. Damit ist der römische Ursprung außer allen Zweifel gestellt. Und das ist hier besonders wichtig, weil gerade Sporen mit Hufeisen, Messern und Schnallen zu den verdächtigen Oberflächenfunden gehören, die auch in nachrömischer Zeit verloren gegangen sein können¹⁾. Der Keller stammt aus dem Anfang oder der Mitte des III. Jahrhunderts n. Chr.

Der halbkreisförmige Sporn aus 13 mm breitem Bandeisen (Textabb. 1) hat hinten einen kurzen, spitzen Stachel und an den beiden Enden runde (Dm. = 7 mm) Ösen zum Anschnallen. Was ihn aber vor anderen auszeichnet, ist ein damit zusammengeschmiedeter, nach unten reichender, gleich breiter Bügel, mit welchem die Sporen beim Anschnallen fest an die Fußsohle angeedrückt werden konnten. Dadurch bekam er am Fuß einen besonderen Halt,

¹⁾ Zu diesen gehören ein großer Teil der bei L. Jacobi, Saalburg, Taf. XL und Textabb. 87 abgebildete Sporen, die unzweifelhaft mittelalterlich sind.

was bei der Form der römischen Schuhe ohne Kappe und Absatz außerordentlich praktisch, man könnte sagen, eigentlich unerlässlich war. Etwas Ähnliches habe ich bisher nur bei einem Sporn aus Frankreich gefunden, der bei Daremberg und Saglio II S. 815, Abb. 1012 abgebildet ist. Leider verhindert dort aber die undeutliche Zeichnung die sichere Identifizierung, ebenso fehlt die Angabe von Zeit und Fundstelle. Auch hier wird er unter den römischen Sporen aufgezählt, jedenfalls kommt eine andere Zeit für diese merkwürdige Abart nicht in Frage (vgl. Zschille-Forrer: „Der Sporn in seiner



Formentwicklung“ und M. Jahn: „Der Reitersporn, seine Entstehung und früheste Entwicklung“). Wir haben Ähnliches heutzutage noch in den sog. „Fußschonern“ unseres Militärs, die sich auch im letzten Kriege sehr gut bewährt haben.

Mit diesem neuen Typus kann jetzt auch ein Sporenfragment (Textabb. 2) zusammengestellt werden, das ich bisher zurückgehalten habe, weil es oberflächlich, allerdings zusammen mit anderen römischen Gegenständen, gefunden war. Zwar konnte nach dieser Lagerung von Hause aus an seiner Echtheit nicht gezweifelt werden, doch war bei der auffallenden Form aus den oben angegebenen Gründen immerhin Vorsicht geboten. Diese Zurückhaltung kann nun jetzt, wo immer wieder von der Norm abweichende Formen auftauchen, umso mehr aufgegeben werden, als auch dieser Sporentypus dem Mittelalter nicht bekannt ist.

Dieser Anschnallsporn mit einem kurzen platten Stachel ist aus zwei schmalen, nur 7 mm breiten Bügeln zusammengenietet, leider aber, da der

innere stark verbogen und abgebrochen ist, nicht eindeutig zu ergänzen. Es gibt für die Rekonstruktion zwei Möglichkeiten (b u. c), je nachdem man annimmt, daß der verbindende Niet die Bügel unbeweglich miteinander verbunden hat (c) oder lose, sodaß eine Drehung nach unten möglich war (b); die Entscheidung ist schwer, da jetzt beide Bügel fest ineinandergerostet sind. Im letzteren Falle hätten wir wieder den neugefundenen Typus mit Sohlenbügel, dessen seitliche Teile aber senkrecht nach oben verlängert sind, etwa wie die Lappen an dem französischen Sporn. Im zweiten, mir wahrscheinlicheren, Falle liegen beide Bügel hintereinander in einer Ebene. Durch diese doppelte Konstruktion hatte man eine Abschwächung des Stoßes durch Federn des Sporns erreicht. Auch hierfür gibt es bis jetzt kein Analogon in der Geschichte der Reiterausrüstung, auch nicht in der nachrömischen Zeit.

Die normale Form des Sporns der mittleren Kaiserzeit in Gestalt eines flachen, dünnen, schmalen Bügels ist bis jetzt am Zugmantel erst ein einziges Mal aufgefunden, auch unter den zahlreichen Waffenfunden der Saalburg nur einmal vertreten. Aber auch diese beiden unterscheiden sich von den bisher an anderen Stellen gefundenen Sporen dieses Typs (Jahn a. a. O.) dadurch, daß der Bügel hier nicht in Knöpfen, sondern in ausgesprochenen kleinen Haken endigt. Man wird also annehmen müssen, daß die Riemen mit Ringen zum Einhängen versehen waren.

Die Sporenformen sind danach anscheinend doch mannigfacher, als wir denken, und es dürften noch manche praktischen, vielleicht lokalen, Abarten der gebräuchlichen Typen zu erwarten sein. Wer ihre Träger waren, läßt sich heute bei den zusammengewürfelten römischen und in römischen Diensten stehenden Truppen unserer Limeskastelle im Einzelfalle nicht mehr unterscheiden, manches mag aus dem Osten stammen, sei es von germanischen Hilfsvölkern oder aber auch von Orientalen.

Ganz auffallend ist jedenfalls das vereinzelte Vorkommen von Sporen unter den sonst so zahlreichen Waffenfunden. Denn wir müssen doch annehmen, daß die Sporen zur planmäßigen Ausrüstung des Reiters gehört haben, wenn auch vielleicht nicht aller Gattungen, und nicht etwa, daß der Sporn nur bei der Dressur verwendet wurde, so daß sie eigentlich in Mengen gefunden werden müßten. Wo sie allerdings hingekommen sind, läßt sich nicht sagen, der Grund kann meines Erachtens nur der sein, daß die kleinen, dünnen Eisen zum größten Teil bis zum völligen Verschwinden verrostet sind. Ähnlich müssen wir ja auch das Fehlen der verbreitetsten römischen Waffe, des Pilums, auch der Schwerter, erklären, die sich ja nur in vereinzelten Exemplaren, oft nur in unscheinbaren Bruchstücken, erhalten haben. Es lag eben lediglich an der Schwäche des Eisens, daß keine Rückstände verblieben sind.

Das Fehlen gewisser Funde, die wir nach der Überlieferung erwarten müßten, beweist deshalb nichts gegen ihre einstige Existenz, das gilt vor allem auch für die vielumstrittenen Hufeisen, wo die geringe Zahl der überkommenen Eisen oft geradezu als Beweis dafür gedeutet wird, daß sie die Römer nicht gekannt haben.

Ich habe in der „Germania“ 1922 S. 88 auf einen Steigbügel aus dem Kastell Niederbieber aufmerksam gemacht, dessen Echtheit nach unserer Kenntnis der antiken Ausrüstung zweifelhaft ist, aber nach den Fundumständen und seiner Erhaltung ohne weiteres nicht abgewiesen werden kann. Gerade solche merkwürdigen Sporenfunde wie die genannten zeigen jedoch immer wieder von neuem, daß uns noch sehr vieles aus dem Altertum unbekannt geblieben ist und deshalb ein Schluß ex silentio sehr leicht irreführen kann.

Es ist eben nicht alles rein römisch, was wir in unsern Grenzlagern mit ihrem aus der ganzen Welt zusammengetragenen Inhalt ans Licht bringen, aber auch die Trennung nach einzelnen Bezugsquellen meist sehr schwer und oft unmöglich. Umsomehr verdient gerade die Bearbeitung der römischen Bewaffnung unter möglichster Betonung der praktischen Seite bald einmal in Angriff genommen zu werden.

Homburg v. d. H.

H. Jacobi.

Römisches Grab aus Oberingelheim.

Als im März 1925 auf dem Gebiet des Weingutsbesitzers J. Neuß in Oberingelheim ein römisches Skelettgrab zutage kam, wurde in dankenswerter Weise sofort Meldung erstattet, sodaß der Steinsarg unter fachmännischer Aufsicht geöffnet und geleert werden konnte. Als Deckel diente die unten beschriebene Inschrift (Platte aus Sandstein). Der Sarg war 1,65 m lang und 0,70 breit und stand in O-W-Richtung, das Kopfende im Westen. Drei Glasgefäße waren der in Gips eingebetteten Leiche beigegeben: ein schlanker Becher fand sich an der rechten Seite des Kopfes, je eine kugelige Tasse links neben dem Kopf und neben dem linken Fuß. Während diese Gläser (Abb. 1) dem vierten Jahrhundert angehören, dürfte der in zweiter Verwendung als Deckel dienende Grabstein (Abb. 2) in das spätere zweite oder in den Beginn des dritten Jahrhunderts zu setzen sein. Seine Inschrift lautet: *D(is) M(anibus) Martialio Miccioni et Ibliomari(a)e Bodic(a)e patri- bu(s) Miccionia Ammisia filia f(aciendum) c(uravit)*.

Die in einer flachen Nische stehende Figur ist sehr verstümmelt, so daß die Deutung auf Schwierigkeiten stößt. Sie trägt ein langes Gewand, das auch den Kopf verhüllt. Ob die Hände einen Gegenstand tragen, ist bei dem schlechten Erhaltungszustand nicht zu erkennen. Auch der an ein Körbchen oder eine Büchse erinnernde Gegenstand neben ihrem linken Fuß ist schwer zu deuten. Herr Prof. Schumacher macht mich auf die Cannstatter Herecura-Figuren aufmerksam (Haug-Sixt² No. 270 ff); sie sind sitzend dargestellt und halten ein Körbchen mit Äpfeln im Schoß. Der Kopf ist, soweit er erhalten ist, nicht verhüllt, was aber nicht von Bedeutung ist, denn das Katakombengemälde (Daremborg-Saglio II S. 280 Fig. 2468), auf dem Herecura mit Dispater zusammen erscheint, zeigt sie mit verhülltem Kopf. Daß sie eine Todesgottheit ist, steht außer Zweifel, sind doch ihre Figuren bzw. Altäre in Cannstatt, Rottenburg und sonstwo (Jahrb. für Altertumskunde III, Wien 1910, S. 16) meist bei Begräbnisstätten gefunden worden.

Das Motiv, eine kleine Figur in einer Nische über der Inschrift anzubringen, kehrt z. B. auch bei dem altarförmigen Grabstein des Hipponicus aus Mainz wieder (CIL 6808). Hier ist es ein geflügelter Knabe mit Krummstab in der Linken.

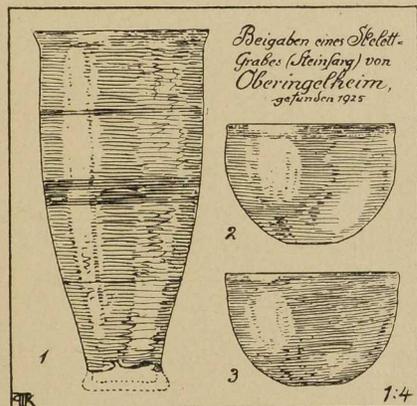


Abb. 1.